

Karin Lahoda

Arbeitsalltag in Werkstätten für behinderte Menschen. Zur Bedeutung von Arbeit, sozialen Interaktionen und rechtlichen Rahmenbedingungen. Münster/New York: Waxmann 2018, 404 S. (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 33; zgl. Regensburg, Univ., Diss., 2015). ISBN 978-3-8309-3329-8.

Anhand anschaulicher Beispiele u. a. von Eindrücken und Wortmeldungen aus dem Forschungsfeld „Werkstätten für behinderte Menschen“ nimmt Karin Lahoda Leser*innen mit durch ihre Untersuchung der Akteursperspektiven von behinderten Menschen auf das Thema „Arbeit“ und „Alltag“. Ihre Dissertation „Arbeitsalltag in Werkstätten für behinderte Menschen. Zur Bedeutung von Arbeit, sozialen Interaktionen und rechtlichen Rahmenbedingungen“ widmet sich in ethnografischen Nahaufnahmen den Werkstätten für geistig behinderte Menschen in Binshausen und für körperlich behinderte Menschen in Mittenbach. Im Fokus stehen Fragen zur Inklusion, hinter der sich als konzeptionellem Begriff nicht weniger als das „Bedürfnis und der Wunsch an der Verbesserung von Beteiligung und Erleichterung des Alltags“ (S. 55) von und für behinderte Menschen verbirgt. Lahoda wählt einen interdisziplinären Ansatz. Indem die Autorin Fragestellungen der kulturwissenschaftlichen Arbeitsforschung mit Ansätzen der rechtlichen Volkskunde und den Disability Studies miteinander in Verbindung bringt, macht sie ihre Anliegen deutlich: Das Aufzeigen des unter Spannung stehenden Feldes zwischen normativen Regelungen in Rechtstexten und den praktischen, arbeitsalltäglichen Umsetzungen bzw. Herausforderungen Betriebsangehöriger der Werkstätten; des Weiteren legt sie mithilfe der aus dem Feld emergierten Daten die Vielfalt dar, insbesondere der durch die Werkstätten und Anstellungsverhältnisse betreffenden Regelungen notwendigen Strategien und Handlungen der Menschen dort.

Arbeitet sie u. a. in ihrem ersten Kapitel knapp, aber deutlich die kulturwissenschaftliche Relevanz des Desiderats heraus und widmet sich fachkritisch den Begriffen der „Arbeit“, „Behinderung“ und „Norm, Normalität, Konvention“, so erläutert sie in ihrem zweiten Kapitel das methodische und methodologische Vorgehen ihrer Forschung: Neben der tiefen Auseinandersetzung mit rechtlichen Texten führte sie in den Jahren 2011 und 2012 in insgesamt vier Erhebungswellen ihre Feldforschung durch, um die gewonnenen Daten nach ihrer Aufbereitung mittels Grounded Theory für die Kategorienbildung auszuwerten und die empirischen Klassifizierungen schließlich mithilfe der strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse zu verdichten. Damit legt Lahoda Muster und Zusammenhänge, insbesondere die Perspektiven im und auf das Feld, frei und generiert so bei den Leser*innen ein Verständnis im Sinne des hermeneutischen Zirkels. Einen besonders spannenden und anschaulichen Einblick bietet in diesem Kapitel die Reflexion ihrer eigenen Position im und den Dialog mit dem Feld (Kapitel 2.3.2), da die Autorin hier kurz und doch facettiert

ihren Umgang mit den Beforschten reflektiert und auch von für sie „heiklen“ (S. 51) Situationen berichtet. Leser*innen gewinnen damit auch die Erkenntnis darüber, mit welchen konkreten Schwierigkeiten das Forschen am Gegenstand „Alltag“ verbunden ist. Auf ihr drittes Kapitel, in dem sie die Werkstätten für behinderte Menschen sowohl in den Kontext zu rechtlichen Texten wie auch in einen historischen stellt, folgt mit Kapitel vier und fünf der Hauptteil ihrer Arbeit. Dort vermittelt sie in Kapitel 4.1 „Vom Umgang mit Arbeit in seinen alltäglichen Ausformungen“ und Kapitel 4.2 „Zum Arbeitsalltag neben der Arbeit: Soziale Interaktionen und Aspekte des Arbeitsumfeldes“ empirisch detailliert Aspekte, Frage- und Problemstellungen, die Einfluss auf Bedeutungszuschreibung von Arbeit für die Beschäftigten haben.

Lahoda kommt u. a. zum Schluss, dass im Hinblick auf Werkstätten für behinderte Menschen eine Ambivalenz sichtbar wird: Sie sind zum einen Räume mit rechtlichen Verankerungen, in denen dort Beschäftigte, unter Berücksichtigung ihrer vielfältigen Bedürfnisse, mehr als nur einer Tätigkeit mit Mehrwert und Sinnhaftigkeit nachgehen (können) (vgl. S. 369). Jedoch steht andererseits das, was sich hier als Möglichkeit für behinderte Menschen lesen lässt, dem entgegen, was Werkstätten für behinderte Menschen sichtlich inhärent ist: Der nicht nur von außen konstruierte gesellschaftlich abgrenzende, sondern vielmehr sogar ausgrenzende Aspekt. Sie fordert daher, gerade für einen sinnvollen Anschluss an den ersten (allgemeinen) Arbeitsmarkt, das Aufbrechen bestehender und Inklusion erschwerender Strukturen sowie damit in Verbindung stehende normierte Deutungshoheiten zugunsten eines ebenso gesellschaftlichen Umdenkens wie einer erhöhten Anerkennung der Leistungen dort Beschäftigter, z. B. durch das Angebot von „Möglichkeiten flexiblerer Arbeit“ (S. 230). Ohne Zweifel müsse dies wiederum mit einem Entgegenkommen der individuellen Bedürfnisse verbunden sein – „anders“ (vgl. zur dichotomen und damit zu engen Auslegung des Begriffs als „normal“ und „nicht-normal“ etc. Kapitel 5.2) als es derzeit auf dem benannten Arbeitsmarkt zu beobachten ist, stehen diesem durch Normen beeinflusste Deutungskategorien und -muster entgegen. Dabei, so zeigt sich in ihrer Studie, geht es vielmehr um die „Liberalisierung“ (S. 382) der Kategorie „anders“, nämlich im Sinne der Zurechnung der Vielfältigkeit an Potenziale von Menschen, die nicht weniger als „normal in ihrer jeweiligen Lebenswelt“ (S. 383) zu verstehen sind. Denn erst wenn sich Anpassung an bestehende Strukturen als scheinbar unbeugsame Erwartung ablöst und Spielraum zugelassen wird, wie bspw. unter Berücksichtigung der individuellen Vorstellung von Selbstverwirklichung und unter Gewährung von Raum für (Bedürfnis-)Entfaltung, erst wenn auf Solidarität basierte Anschlussmöglichkeiten für behinderte Menschen an andere Gruppen geschaffen würden – und nicht umgekehrt, etwa inwiefern behinderte Menschen zu inkludieren seien, was ihren Bedürfnissen nur schwerlich gerecht wird –, dann wäre der gelebten Inklusion als Chance, nicht als Problematik, ein Schritt näher gekommen.

Die Arbeit von Karin Lahoda wird der Vielfältigkeit ihres Feldes, das zu Unrecht auf einer gesellschaftlichen „Randposition“ (je nach Perspektive) harrt, überaus gerecht. Sie veranschaulicht Leser*innen besonders auf den 284 Seiten ihres Kapitels 4 plastisch und dabei kompakt gebündelt anhand ihres ethnografischen Materials die abgeleiteten Zusammenhänge. Sie überzeugt nicht nur damit, die eigene Perspektive infrage zu stellen. Vielmehr gestattet ihre Forschung, Dinge und Strukturen von ihrer entgegengesetzten Position her zu denken.

Die Optik des Buchs betreffend bleibt zu sagen, dass ein optisch stärker strukturierendes Layouting des Inhaltsverzeichnisses wünschenswert gewesen wäre.

Bianca Klein, Marburg

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/02.34>